

Lifelogging in einer Kultur der Digitalität Analysen aus der medienkompetenztheoretischen Perspektive Dieter Baackes

Lukas Dehmel und Bianca Burgfeld-Meise

Zusammenfassung des Beitrags

Dieser Beitrag historisiert Dieter Baackes Medienkompetenzmodell angesichts aktueller medialer Herausforderungen in einer Kultur der Digitalität in Anlehnung an Stalder. Dabei werden die unterschiedlichen Perspektiven zunächst dargestellt und im Kontext von Lifelogging als ein zentrales Phänomen heutiger digitaler Kulturen diskutiert. Diese Diskussion wird im Anschluss qualitativ mit der seriell-ikonografischen Fotoanalyse nach Pilarczyk und Mietzner empirisch perspektiviert. Durch die empirische Analyse werden zentrale Diskurse aktueller Medienkompetenzen in einer digitalen Kultur herausgearbeitet. Dabei stehen weniger die vier Kompetenzbereiche Baackes im Fokus der Argumentation als vielmehr der veränderte Modus des „In-der-Welt-Seins“, der sich durch die Analyse offenbart und unterschiedliche Herausforderungen an Individuen in digitalen Kulturen stellt.

Schlüsselbegriffe: • Medienkompetenz • Lifelogging • Kultur der Digitalität • Baacke • Fotoanalyse

1. Einleitung

Lifelogging beschreibt alle möglichen Formen der medienvermittelten Lebensprotokollierung und umfasst Praktiken, die wohl jede*r von uns in der einen oder anderen Form bereits praktiziert hat (vgl. Selke 2014, S. 174). So ließe sich z. B. die auf vielen Smartphones vorinstallierte Schrittzähler-App, die Sammlung von Fotos in Bildergalerien auf dem Computer, das Posten von Beiträgen auf Social Media-Plattformen, das Anlegen von Streaminglisten bei Spotify oder auch die Archivierung von Chats mit Personen in Instant Messaging-Diensten (und vieles mehr) darunter fassen. Lifelogging kann wohl als zeitgenössisches Phänomen einer „Kultur der Digitalität“ gelten, wie sie Stalder (2016) beschrieben hat. Es handelt sich um ein soziomediales Phänomen, das gerade durch seine Banalität in der Alltagspraxis enorme Relevanz hinsichtlich der dadurch ermöglichten Perspektivverschiebungen auf das eigene Selbst im Zeitverlauf und aus der Distanz heraus erhält (vgl. Selke 2014, S. 188–195). Während Lifelogging z. B. in der Soziologie und auch in der Medienwissenschaft bereits intensiv beforscht wurde (vgl. u. a.

Duttweiler et al. 2016 und Selke 2016a), hat es bislang aber nur am Rande Eingang in die medienpädagogische Fachdebatte gefunden. Dies zeigt eine wichtige Forschungslücke auf, da gerade die angesprochenen Möglichkeiten der Perspektivverschiebung auf das eigene Selbst (s.o.) im Lifelogging hochgradig interessante Anknüpfungspunkte für die Medienpädagogik bieten. Diese greift der vorliegende Beitrag aus einer medienkompetenztheoretischen Perspektive auf das Phänomen auf und macht sie zum Gegenstand einer empirischen Analyse¹.

Um uns dem Thema theoretisch anzunähern, werden im folgenden Abschnitt (2) im Anschluss an Stalder zunächst die aktuellen Bedingungen einer Kultur der Digitalität beschrieben und Lifelogging hier als geradezu prototypisches Phänomen eingeordnet. Für die analytische Perspektive auf die zugehörigen Praktiken greift der Text anschließend (Abschnitt 3) die in der Medienpädagogik prominenten Überlegungen Baackes zur Medienkompetenz auf, setzt diese mit den Ausführungen zum Lifelogging in einer Kultur der Digitalität in Verbindung und formuliert auf dieser Grundlage eine Forschungsfrage für die empirische Untersuchung. Um diese umzusetzen, wird im Beitrag auf qualitative Datenmaterialien (Fotos) aus zwei Hochschulseminaren zum Thema Lifelogging zurückgegriffen, die von Studierenden aufgenommen worden sind. Nach einer kurzen Beschreibung des Auswertungsverfahrens (Abschnitt 4) verschriften wir anschließend die Ergebnisse der Analyse (Abschnitt 5). Das abschließende Fazit (Abschnitt 6) beantwortet die Forschungsfrage und nimmt nochmals eine erweiterte Theoretisierung der Ergebnisse vor.

2. Lifelogging als prototypisches Phänomen einer „Kultur der Digitalität“

2.1 Konturen einer Kultur der Digitalität

Stalder (2016) wählt für seine Konzeptualisierung eine Herangehensweise, die – und dies sei explizit betont – nicht aus einer sozial- bzw. erziehungs-, sondern einer medienwissenschaftlichen Perspektive formuliert ist. Er beschäftigt sich aber dennoch vorrangig mit den sozialen Dimensionen, die die aktuellen Entwicklungsbewegungen des medienverwiesenen Wandels nach sich ziehen und Stalders Konzept bietet sich dadurch gerade auch für medienpädagogische Analysen ausgesprochen gut an. „Als Kultur werden [...] all jene Prozesse bezeichnet, in denen soziale Bedeutung, also die normative Dimension der Existenz, durch singuläre und kollektive Handlungen explizit oder implizit verhandelt und realisiert wird“ (Stalder 2016, S. 16). Kultur wird in dieser Konzeption also als etwas gedeutet, das nicht per se (vor-)gegeben ist, sondern als etwas, das sich überhaupt erst dadurch ausbildet, dass Menschen miteinander in Interaktion treten. Stalder definiert Kultur zudem als „*Prozesse*“ im Plural und modelliert diese somit als stetig sich im Fluss befindliche und enorm vielschichtige soziale Entwicklungsbewegungen zur gemeinsamen Bedeutungserzeugung. Er schreibt an einer späteren Stelle seines Buches auch von der „Kultur, verstanden als geteilte soziale Bedeutung“ (Stalder 2016, S. 95).

Er richtet den Fokus in diesem Zusammenhang also auf die *Entstehung* von Kultur und interessiert sich in seiner weiteren Begriffsbestimmung insbesondere dafür, wie sich die Menschen in diesen Vorgängen zurechtfinden und selbst zu ihnen beitragen: „In diesen Prozessen legen die Beteiligten fest, wie sie zu sich selbst, zueinander und zur Welt stehen und an welchem

¹ Eine exakte Forschungsfrage werden wir in Abschnitt 4 mit Rekurs auf die zusammengetragenen Theorielinien formulieren.

Referenzrahmen sich ihr Handeln orientieren soll. Dementsprechend ist Kultur nicht etwas Statisches, etwas das eine Person oder Gruppe besitzt, sondern ein Feld der Auseinandersetzung, umstritten und durch die Handlungen Vieler dauernd Veränderungen unterworfen, hier mal schneller, dort mal langsamer“ (Stalder 2016, S. 16 f.). Diese Bedeutungsgefüge werden einerseits durch die Menschen in ihren alltäglichen Praxiskontexten und ihren Orientierungen darin interaktiv gestaltet und wirken aber andererseits zugleich als unterschiedliche „Referenzrahmen“ (s.o.) auf das tagtägliche und routinierte Handeln der Menschen zurück. Dabei sei die von Stalder benannte sozial vermittelte Auseinandersetzung der Einzelnen mit sich, mit anderen und mit der Welt insgesamt (s.o.) betont, die für diesen Beitrag zentral wichtig erscheint und in der Erziehungswissenschaft sonst wohl klassischerweise als „Bildung“ bezeichnet wird (vgl. z. B. Koller 2010).

Wie es sein Buchtitel bereits nahelegt, sind (digitale) Medien in diese Entstehungsprozesse von Kultur konstitutiv mit eingeflochten. „Medien“ versteht Stalder dabei als „Technologien der Rationalität, das heißt, sie erleichtern es, bestimmte Arten von Verbindungen zwischen Menschen und zu Objekten zu schaffen“ (Stalder 2016, S. 17). Der Fokus liegt hier also nicht auf einer begrifflichen Auffassung von Medien als Kommunikationsgegenstände bzw. -instrumente, als Werkzeuge oder als Maschinen, sondern auf ihrer Funktion, „Verbindungen“ der Einzelnen mit der Welt (mit dem „Feld der Auseinandersetzung“, s.o.) herstellen zu können, den Menschen so Raum für ihre Orientierungen (zu sich, zu anderen, zur Welt; s.o.) zu geben und dadurch die Entstehung von Kultur überhaupt erst zu ermöglichen. Den Begriff der „Digitalität“ definiert Stalder dabei im Sinne einer Fortentwicklung als „jenes Set von Relationen, das heute auf Basis der Infrastruktur digitaler Netzwerke in Produktion, Nutzung und Transformation materieller und immaterieller Güter sowie in der Konstitution und Koordination persönlichen und kollektiven Handelns realisiert wird“ (Stalder 2016, S. 17 f.).

Stalder führt die Kultur der Digitalität auf drei Zentralprinzipien zurück, die den Kern der von ihm skizzierten Kulturformation ausmachen und sie in ihrer aktuellen Spezifik beschreiben – nämlich „*Referenzialität*, *Gemeinschaftlichkeit* und *Algorithmizität*“ (Stalder 2016, S. 95, Hervorhebungen i. O.).

Mit dem Begriff der *Referenzialität* meint Stalder „eine Methode, mit der sich Einzelne in kulturelle Prozesse einschreiben“, somit an ihrer Entstehung mitwirken „und [sich] als Produzenten konstituieren können“ (Stalder 2016, S. 95). Damit ist in seinem Konzept eine gewisse Demokratisierungsbewegung verbunden. In einer Kultur der Digitalität werden Bedeutungen nicht starr von Einzelnen (Menschen oder auch Institutionen) bestimmt und der Gemeinschaft aufgedrängt, sondern jede und jeder ist aufgefordert, bei den Prozessen ihrer Erzeugung mitzumachen. Dabei hebt Stalder wie oben beschrieben die Orientierung stiftende Funktion dieser Mitmach-Kultur hervor und betont dabei die gegenseitige Bezugnahme der Individuen in ihren Werken untereinander als ganz zentrales Element der Referenzialität (vgl. Stalder 2016, S. 96 f.). Dies kommt in seiner Sicht gerade auch durch Begriffe, wie „Remix“, „Remake“ oder „Sampling“ usw. zum Ausdruck (vgl. Stalder 2016, S. 97). Charakteristisch für eine Kultur der Digitalität ist in diesem Zusammenhang, dass Bedeutung nicht unbedingt durch die Schaffung von etwas gänzlich Neuem erzeugt wird, sondern dass „bereits mit Bedeutung versehenes Material [...] verwendet [wird], um neue Bedeutung zu schaffen“ (Stalder 2016, S. 97).

Mit dem Prinzip der *Gemeinschaftlichkeit* ist nicht etwa auf die Entstehung oder die Steigerung eines Zusammengehörigkeitsgefühls innerhalb von Gesellschaftskontexten verwiesen – ganz im Gegenteil. Dies erklärt Stalder (2016, S. 130) mit einem Bezug auf Becks (1986) Diagnosen zur „Risikogesellschaft“ und der mit ihr einhergehenden „Individualisierung“. Ohne dies explizit so zu reflektieren, bezieht sich Stalder hier insbesondere auf die von Beck (1986, S. 206) so bezeichnete „Freisetzungsdimension“ innerhalb der gesellschaftlichen Individualisierungsprämissen. Beck meint damit den Umstand, dass die einzelnen Menschen zwar immer freier in der Wahl ihrer individuellen Lebensoptionen und deren Entfaltung werden, dass sie dabei aber gleichzeitig kaum mehr übergeordnete soziale Sicherungsstrukturen im Rücken haben und ihre Lebensentscheidungen bzw. deren Folgen selbst – also individualisiert – schultern und bewältigen müssen. Die Menschen finden sich dadurch in immer schärfer werdender Konkurrenz zueinander wieder (z. B. am Arbeitsmarkt) und stehen unter dem stetigen Optimierungsdruck, besser sein zu müssen als die anderen (vgl. zusammenfassend u. a. Volkmann 2007, S. 33–36). Stalder geht mit Bezug zu ebendiesem Befund von Beck davon aus, dass sich diese Entwicklungen in einer Kultur der Digitalität bis tief in die „feinsten Strukturen des sozialen Lebens“ eingewoben haben (Stalder 2016, S. 130). Zwar können die Menschen prinzipiell für sich entscheiden, an welchen Gemeinschaften sie teilhaben wollen und an welchen lieber nicht – sie haben hier im Sinne Becks also mehr Freiheitsoptionen. Die oder der Einzelne *muss* sich aber zwangsläufig in Szene setzen, „sonst bleibt er“ oder sie in den Konkurrenzbedingungen „unsichtbar“ (Stalder 2016, S. 137) und geht in der Bedeutungslosigkeit unter. Die Verantwortlichkeit dafür muss – im Sinne der beschriebenen Freisetzungsdimension bei Beck (s. o.) – jeder einzelne Mensch dabei für sich individuell auf die eigenen Schultern nehmen. „Die dazu notwendige Masse an Tweets, Updates, E-Mails, Blogs, geteilten Bildern, Texten [...] [usw.] kann nur mithilfe von digitalen Technologien produziert und prozessiert werden“ (Stalder 2016, S. 137). Die Notwendigkeit, medienvermittelt „präsent und verfügbar sein zu müssen“, ist also nicht freiwillig wählbar und sie wird „zu einem neuen verbindlichen Anforderungsprofil“ (Stalder 2016, S. 137) hinsichtlich der konkurrenzgeprägten Gemeinschaftlichkeit in einer Kultur der Digitalität.

Mit dem letzten Zentralprinzip der *Algorithmizität* beschreibt Stalder „jene Aspekte der kulturellen Prozesse, die durch Maschinen ausgeführte Handlungen (vor-)geordnet sind. Algorithmen transformieren die unüberschaubaren Daten- und Informationsmengen [...] in Dimensionen und Formate, welche durch die menschliche Wahrnehmung überhaupt erfasst werden können“ (Stalder 2016, S. 95 f.). Algorithmen haben bei Stalders Konzeption also eine strukturierende Funktion, um die de facto unerschöpflichen Massen an medienvermittelten Informationen für die einzelnen Menschen greif- und in den Alltagsprozeduren überhaupt handhabbar zu machen, der sie sonst völlig überfordert gegenüberstehen würden (vgl. Stalder 2016, S. 96, S. 166 und S. 182). Ganz entscheidend ist für die Kultur der Digitalität also, dass Computersoftware über die kulturelle Relevanz bestimmter Bedeutungsinhalte entscheidet (vgl. Stalder 2016, S. 182). Dabei werden die von den Menschen automatisiert einbezogenen und personenspezifischen Merkmale immer konkreter und die Verschaltung und das Zusammenwirken von verschiedenen Algorithmen immer komplizierter – die besten Beispiele wären etwa der Google-Algorithmus zur Anzeige von Websites nach individuellem Interesse oder auch Social Media-Algorithmen zur Präsentation von personalisierten Feeds (vgl. Stalder 2016,

S. 182–187). Hier vermischt sich die zwischenmenschliche Erzeugung kultureller Bedeutungen also mit den Wirtschaftsinteressen von (weltweit geschäftstätigen) Softwarefirmen, denen in einer Kultur der Digitalität also eine enorme Machtposition zukommt.

2.2 Lifelogging aus der Perspektive einer Kultur der Digitalität

Diese Überlegungen Stalders können nun mit dem Phänomen des „Lifelogging“ in Zusammenhang gebracht werden, wobei unser Beitrag im Folgenden ein erweitertes Begriffsverständnis zugrunde legt. „Lifelogging bedeutet“ demnach, „menschliches Leben in Echtzeit zu erfassen, indem alle Verhaltens- und Datenspuren aufgezeichnet, in einem Speicher abgelegt und zum späteren Wiederaufruf vorrätig gehalten werden“ (Selke 2014, S. 174). Wie in der Einleitung beschrieben, kann es sich dabei um vielfältige Vorgänge zur Erzeugung von kultureller Bedeutung handeln, in denen z. B. Schritte oder Kalorien gezählt und festgehalten, Fotos aufgenommen, bearbeitet und mit anderen geteilt, in Streamingdiensten Listen mit Lieblingsvideos oder Lieblingssongs angelegt oder Chatverläufe mit nahestehenden Menschen archiviert werden² (eine genauere Kategorisierung des Phänomens findet sich z. B. bei Selke 2014, S. 177–182). Gemeinsam ist diesen Praktiken, dass hier Prozeduren der Lebenspraxis protokolliert werden, um sie in einem späteren Moment wieder zu erinnern, zu vergleichen und/oder sie mit anderen zu teilen. Gerade wenn es um die Erhebung von lebensbezogenen Zahlenwerten geht (das sogenannte „Self-Tracking“ als eine Unterform), ist mit diesem Protokollierungsprozedere ein starker Optimierungsimpetus verknüpft (vgl. Selke 2014, S. 177–179). Solche Optimierungslogiken lassen sich aber auch für andere Lifeloggingpraktiken annehmen, wie im weiteren Verlauf noch deutlich werden wird.

Als Phänomen ist Lifelogging auf Medien und insbesondere deren „soziotechnische Materialitäten“ angewiesen, da sie gewissermaßen zwischen die Menschen und die protokollierten Gegenstände geschaltet werden (vgl. Duttweiler/Passoth 2016, S. 14). Gleichermaßen gilt es zu bedenken, dass die Dokumentation von Leben schon immer mediale Bezüge aufwies – von den Höhlenmalereien, über Tontafeln und -gefäße bis hin zu Memoiren in Brief- oder Buchform, Talkshows, Weblogs und dergleichen mehr (vgl. Bohn/Hahn 1999, S. 39–59; Schroer 2006, S. 42–43 und S. 57–62). Die Menschen stellen hier also – ganz im Sinne Stalders (vgl. Abschnitt 2.1) – über die protokollierten Lebensdaten Orientierung stiftende Verbindungen zu sich selbst, zu anderen und zur Welt her und Medien schreiben sich konstitutiv in diese Handlungsakte zur Erzeugung von kulturellen Bedeutungen ein. Selke verhandelt diese Aspekte auch unter den Stichworten der „Kontingenzreduktion“ und der „Kommensuration“ (vgl. Selke 2016b, S. 314–317). Die Menschen können sich hier insbesondere aus der Distanz heraus und im Zeitverlauf anschauen, Vergleiche mit anderen ziehen und sich selbst (möglichst positiv) inszenieren. Dies korrespondiert mit dem von Stalder beschriebenen Zentralprinzip einer von verschärfter Konkurrenz geprägten Gemeinschaftlichkeit in einer Kultur der Digitalität (vgl. Abschnitt 2.1). Lifeloggingpraktiken werden von den Menschen nicht für sich alleine ausgeführt und es geht insbesondere auch darum, öffentlich und für andere stattzufinden: (Fast) alle Tracking-Apps haben eine Funktion zum Teilen der erhobenen Werte, auch Streaminglisten können mit anderen geteilt, bewertet und mitunter ergänzt werden, in sozialen

² Erste Überlegungen hierzu haben wir bereits in Burgfeld-Meise und Dehmel (im Druck, Abschnitt 3) angestellt.

Medien gepostete Bilder werden ebenso weiterverarbeitet, von anderen aufgegriffen und bewertet, in archivierten Chats nehmen die Menschen auch automatisch Bezug aufeinander – um hier nochmals auf die oben genannten Beispiele zu verweisen. Dies beschreibt genau das, was mit dem zweiten Zentralprinzip der Referenzialität gemeint ist (vgl. Abschnitt 2.1), sodass sich Lifelogging auch mit diesem Aspekt einer Kultur der Digitalität gut in Verbindung setzen lässt.

Dabei sei allerdings betont, dass das Phänomen nicht prinzipiell an digitale Technik gekoppelt sein muss und vergleichbare Praktiken zur Lebensprotokollierung können historisch rückverfolgt werden (vgl. Meise 2015, S. 68–74; Duttweiler/Passoth 2016, S. 14–17). Lifelogging als spezifische Art der „Selbstthematisierung“ lässt sich zudem detaillierter bezüglich ihrer gesellschaftlichen Bedeutungen, Formen, Institutionen und medialen Bezüge analysieren (vgl. Bohn/Hahn 1999, S. 39–59; Meise 2015, S. 62–80). So sind gedruckte Biografien weniger für jede*n realisierbar als Lifeloggingpraktiken in Social Media, da sie die Außergewöhnlichkeit eines Lebens und dessen Prominenz voraussetzen. Buchbiografien sind sehr detailliert und in einen dramaturgischen und linearen Gesamtkontext mit einem konkreten Anfang und einem Ende eingewoben. Sie sind teurer und stärker durch Institutionen und deren Akteur*innen (Verlage und deren Mitarbeitende) strukturiert (vgl. Bohn/Hahn 1999, S. 46–53; Meise 2015, S. 62–80).

Lifelogging demokratisiert diese hier exemplarisch benannten Prozesse im Kontext der Selbstthematisierung (vgl. Meise 2015, S. 74; Dehmel/Burgfeld-Meise 2020, S. 39 f.). Es ist somit zwar kein *originäres* Phänomen einer Kultur der Digitalität. Trotzdem markiert aber gerade das Smartphone, dessen Mobilität und damit verbundene Erweiterungshardware (z. B. Smartwatches, Pulsgurte usw.) eine Art Meilenstein, der eine *mübellose, umfassende* und *stetige* Lebensprotokollierung „nebenbei“ überhaupt erst möglich macht – Selke spricht in diesem Zusammenhang auch von einem „Leben mit der digitalen Aura“ (Selke 2014, S. 174). Grundlegender hat dies bereits 2008 Turkle diagnostiziert, indem sie die Auswirkungen von digitalen, körpernahen Medien wie dem Smartphone zu einer stetigen Ko-Präsenz des „Tethered Self“ verdichtete (vgl. Turkle 2008). Lifelogging-Apps oder -Datenbanken (spezifische Tracking-Apps, aber z. B. auch Spotify, YouTube oder Social Media-Plattformen, Instant Messaging-Dienste usw.) können dabei zu einer Art „Erinnerungsraum“ für die Prozeduren protokollierter Lebenspraxis werden (vgl. Dehmel/Burgfeld-Meise 2020, S. 39 f.). In *dieser* Form ist Lifelogging konstitutiv an die Entstehung einer Kultur der Digitalität geknüpft. Dabei wird nun auch das dritte von Stalder benannte Zentralprinzip der Algorithmizität relevant, da die Menschen „mit jeder Form der Nutzung digitaler Medien [...] digitale Spuren [hinterlassen], die entsprechend ausgewertet werden“ (Hepp 2016, S. 229). Dasselbe gilt natürlich auch im Kontext von Lifeloggingpraktiken. Algorithmen übernehmen auch hier die von Stalder beschriebene Funktion, Bedeutung transportierende Inhalte vorzusortieren (s. o.) und somit zu entscheiden, was den Menschen überhaupt angezeigt und von ihnen mitgeloggt werden kann.

3. Eine medienkompetenzanalytische Perspektive auf Lifelogging in einer Kultur der Digitalität

Wie in der Einleitung angekündigt, möchten wir für die empirische Analyse von Lifelogging als prototypische Praktik einer Kultur der Digitalität die medienkompetenztheoretische Perspektive Baackes einnehmen. Die Rahmung durch Baackes Medienkompetenzmodell ist dabei

nicht nur der Tatsache geschuldet, dass Baacke damit sicherlich das einflussreichste Medienkompetenzmodell der Medienpädagogik vorgelegt hat. Vielmehr eignet sich Baackes Modell gerade auch deshalb so gut, da es in seiner offenen Konzeption dazu einlädt, das Modell vor dem Hintergrund neuer Medienentwicklungen zu positionieren. Damit ist es also insbesondere auch dazu gut geeignet, Medienkompetenz in einer Kultur der Digitalität zu diskutieren. Besonders plausibel wird dies, wenn man sich die Medienkultur vergegenwärtigt, vor der Baacke sein Modell entwickelt hat. Er thematisiert eine Medienkultur, die Mitte der 1980er-Jahre besonders durch Fernsehen, Radio und Video geprägt ist. Gleichzeitig werden zu dieser Zeit bereits erste digitale Medienkulturen sichtbar, die sicherlich vollkommen anders attribuiert sind, als dies heute der Fall ist. Große flächige Desktop-Computer beherrschen damals das Bild einer digitalen Kultur. In privaten Räumen finden sich erste Computer wie der Commodore C64 unter anderem, um Computerspiele zu spielen. Der Zugang zu digitalen Welten erfolgte also über große und stationäre Hardware. Das Internet wurde von wenigen Expert*innen mit ausgeprägtem Computerwissen genutzt. Allenfalls Videospiele am Computer oder an ersten Konsolen stellten eine private Nutzung von digitalen Angeboten dar. Insgesamt war die digitale Kultur in dieser Zeit eine stationäre Kultur, die die Sphäre der stationären Geräte kaum verließ. Heute sehen wir an vielen Stellen ein ganz anderes Gesicht einer Kultur der Digitalität. Selbst kleine Kinder können einfache Apps auf dem Tablet und Smartphone bedienen, nahezu jede*r sendet und empfängt Daten aus dem Internet. Rundfunk, Video und Fernsehen haben sich angesichts einer Kultur der Digitalität massiv verändert. Um die Anknüpfungspunkte von Baackes Modell zu diskutieren, wird dieses zunächst vorgestellt.³

Baacke fasst Medienkompetenz als besondere Form „kommunikativer Kompetenz“, in der alle Sinnesakte der Wahrnehmung und der Handlungskompetenz (Weltermächtigung/Weltveränderung) verbunden sind (vgl. Baacke 1996, S. 113–115). Er sieht den Menschen als kompetentes Wesen, dessen Fähigkeiten zur Entfaltung aber einer Förderung bedürfen. Somit stellt der Kompetenzbegriff bei Baacke einen deutlichen Bruch zur umgangssprachlichen Verwendung des Begriffes als Expert*innenbezeichnung dar. Ebenso wendet sich Baacke gegen eine erziehungswissenschaftliche Auslegung des Kompetenzbegriffs, bei der Kompetenz vor allem mit Wissens- und Handlungsmustern assoziiert wird, die es zu erlernen und adäquat anzuwenden gilt. Baacke rekurriert hier auf Habermas und auf Chomsky, in deren Überlegungen kommunikatives Handeln mit einer Art Hinsteuern auf den wahrhaftigen Diskurs verknüpft ist und auch Entwicklungen von Ich-Identität zulässt (vgl. Baacke 1996, S. 116 f.; Barberi 2017, S. 147 f.). Mit Habermas geht er darauf ein, dass der Mensch nicht nur mittels Arbeit das Erleben und die Gestaltung von Weltkontexten vollzieht, sondern ebenso auf Kommunikation zur Auseinandersetzung und Aneignung von Welt zurückgreift. Diese Sichtweise verbindet Baacke mit Bourdieus Überlegungen zum Habitus (vgl. Baacke 1996, S. 115 f.; Barberi 2017, S. 155 f.). Damit ist Kommunikation nicht für alle gleichermaßen verfügbar, sondern äußert sich innerhalb der Grenzen von einem Eingebundensein in spezifische Milieu- und Schichtzu-

³ Einige der nachfolgenden Ausführungen zum Medienkompetenzbegriff bei Baacke sind weitgehend aus einem Beitrag übernommen, den die Co-Autorin dieses Textes Bianca Burgfeld-Meise zuvor in Zusammenarbeit mit Dorothee M. Meister verfasst hat (siehe Meister/Burgfeld-Meise 2022, S. 882-883). Sie werden weiter unten in diesem Abschnitt um den Fokus auf das Lifelogging in einer Kultur der Digitalität ergänzt.

gehörigkeiten. Mit Rekurs auf Chomsky hingegen holt Baacke eine Perspektive ein, die wiederum Gleichheit postuliert (vgl. Baacke 1996, S. 116 f.). Der Mensch entwickelt eine allgemeine Sprachfähigkeit, in der die Kreativität, Sprache universell zu nutzen, im Vordergrund steht. Die oder der Sprecher*in entscheidet in diesem Vorgang über die Korrektheit von gesprochenen Sätzen und ist in der Lage, „eine potentiell unbegrenzte Anzahl von Sätzen zu erzeugen“ (Baacke 1996, S. 116). Zudem erkennt er Heranwachsende prinzipiell als kompetente Wesen mit individuellen und legitimen Bewertungsmaßstäben an. Also versteht Baacke den Menschen wie schon Habermas und Chomsky vor ihm als Wesen mit einer angeborenen Sprachfähigkeit (vgl. Baacke 1996, S. 116 f.; Barberi 2017, S. 147 f.): „Jeder Mensch ist ein prinzipiell ‚mündiger Rezipient‘, er ist aber zugleich als kommunikativ kompetentes Lebewesen auch ein aktiver Mediennutzer, muss also in der Lage sein (und die technischen Instrumente müssen ihm dafür zur Verfügung gestellt werden!), sich über die Medien auszudrücken“ (Baacke 1996, S. 117).

Es gibt jedoch nach Chomsky einen Unterschied zwischen Kompetenz (als allgemeiner Sprachfähigkeit) und Performanz (als individueller Sprachverwendung): Die bei jedem Individuum vorhandene Kompetenz muss zur Performanz gefördert werden (vgl. Barberi 2017, S. 148 f.). Was auf die Sprachfähigkeit und Sprachverwendung zutrifft, gilt auch für die Ausbildung von Medienkompetenz. Sie entwickelt sich nicht von selbst, sondern wird von verschiedenen Faktoren beeinflusst (vgl. Baacke 1996, S. 114 f.; Barberi 2017, S. 156 f.): Wer etwa im Hinblick auf das vorhandene „ökonomische“, „soziale“ bzw. „kulturelle Kapital“ benachteiligt ist (vgl. Bourdieu 1983), hat es schwerer, diese Fähigkeiten zu erlernen und zu beherrschen. Performanz bedeutet in diesem Sinne Handeln abhängig von den subjektiven Faktoren (z. B. Lebensgeschichte, Motivation), gesellschaftlichen Voraussetzungen (z. B. Institutionen, Rollen, Normen) sowie von situativen, entwicklungsbedingten, sozialen und kulturellen Faktoren (vgl. Barberi 2017, S. 148–150). Es geht somit nicht um den Erwerb spezieller Fähigkeiten, sondern um den Erwerb von Handlungsmustern, die individuell transformativ angewendet werden sollen (vgl. Barberi 2017, S. 155 f.). Medienkompetenz muss also als ein Modell verstanden werden, das alle Medien einbezieht (eine kurze Zusammenfassung zu den medientheoretischen Überlegungen von Baacke findet sich bei Barberi 2017, S. 150–153) und sie nicht auf den Bildungsbereich reduziert, sondern als Aufgabe des lebenslangen Lernens interpretiert.

Zudem hat die Praxis für Baacke besondere Bedeutung. Diese versteht er auch als systematisches politisches Handeln. Vor dem Hintergrund der 68er-Bewegung ist Praxis für ihn eine Form politischer Aktion und Positionierung (einige Notizen zu Baackes Positionierung finden sich bei Barberi 2017, S. 144). Diese Praxis ist für eine demokratische Gesellschaft und Mitbestimmung relevant. Durch diese Betonung der Praxis und des Handelns entwickelt sich gemeinsam mit dem Rekurs auf Bourdieu ein Verständnis von einer Medienpädagogik, die Handlungen und die Praxis als konstitutiv begreift. Barberi stellt in diesem Zusammenhang fest, „dass der Begriff *Medienkompetenz* beim späten Baacke – etwa über die Rezeption Pierre Bourdieus – in den Rahmen einer handlungsorientierten bzw. praxeologischen Sozialwissenschaft eingelassen ist“ (Barberi 2017, S. 144, Hervorhebung i.O.). „‚Kommunikation‘ und ‚Handeln‘“ versteht Baacke zusammengefasst in diesem Zusammenhang als „unterschiedliche Modalitäten eines Grundzustandes des In-der-Welt-Seins“ (Baacke 1996, S. 118 f.). Es geht

ihm hierbei also um einen Modus, auf der Welt zu sein und an ihr teilzunehmen. Medienkompetenz beschreibt im Anschluss an diese Grundlegungen „nichts anderes als die Fähigkeit, in die Welt aktiv aneignender Weise auch alle Arten von Medien für das Kommunikations- und Handlungsrepertoire von Menschen einzusetzen“ (Baacke 1996, S. 119).

Obwohl Baackes Konzept natürlich schon einige Jahre alt ist und obwohl die medienkulturellen Begebenheiten damals noch ganz andere waren (s. o.), erweist sich das Verständnis von Medienkompetenz als theoretisches Konstrukt als hochgradig anschlussfähig an den Entwurf einer Kultur der Digitalität (s. o.). Die von Stalder in den Vordergrund gerückte – auch im Lifelogging immanente (vgl. Abschnitte 2.1 und 2.2) – zwischenmenschliche Bedeutungserzeugung in medienvermittelten Prozessen und die damit einhergehende Orientierung der Menschen (zu sich, zu anderen, zur Welt; vgl. Abschnitt 2.1) interpretieren wir hier im Sinne Baackes als eine im kommunikativen Handeln entfaltete „Modalität“ des „Grundzustandes des In-der-Welt-Seins“ (s. o.) im Kontext einer Kultur der Digitalität. Sowohl Baacke als auch Stalder gehen davon aus, dass sich Medien konstitutiv in die soziale Formation dieser Prozesse einschreiben. Baackes Definition von Medienkompetenz im Sinne einer „Fähigkeit, in die Welt aktiv aneignender Weise auch alle Arten von Medien für das Kommunikations- und Handlungsrepertoire“ (Baacke 1996, S. 119, s. o.) zu nutzen, lässt sich mit Verweis auf Stalder insofern als Voraussetzung interpretieren, um an den Prozessen kultureller Bedeutungserzeugung mit ihren drei Zentralprinzipien (Referenzialität, Gemeinschaftlichkeit, Algorithmizität; vgl. Abschnitt 2.1) überhaupt teilnehmen zu können. Und dies gilt natürlich auch im Kontext des Lifelogging, sodass sich hier eine Verbindungslinie zwischen Medienkompetenz, Kultur der Digitalität und Lifelogging zeichnen lässt.

Baacke buchstabiert diese Fähigkeiten noch genauer aus und schlüsselt Medienkompetenz bekanntermaßen in die vier Bereiche „Medienkritik“, „Medienkunde“, „Mediennutzung“ und „Mediengestaltung“ auf (vgl. Baacke 1996, S. 120). Dies sei hier an einigen Beispielen mit Blick auf die Teilhabe an den Prozessen zur kulturellen Bedeutungserzeugung im Lifelogging näher ausgeführt⁴.

Mit Bezug zur *Medienkritik* sollten von den Menschen „1) *analytisch* [...] problematische gesellschaftliche Prozesse [...] angemessen erfaßt werden können. 2) *Reflexiv* sollte jeder Mensch in der Lage sein, das analytische Wissen auf sich selbst und sein Handeln anzuwenden. 3) *Ethisch* schließlich ist die Dimension, die analytisches Denken und reflexiven Rückbezug als sozial verantwortet abstimmt und definiert“ (Baacke 1996, S. 120, Hervorhebungen i.O.). Mit Bezug zum Lifelogging ließen sich hier insbesondere die in der Medienwissenschaft und in der Soziologie vielfach beforschten und äußerst kritischen Aspekte benennen, dass der damit einhergehende Optimierungsimpetus (vgl. Abschnitt 2.1) mit einem „prinzipiellen Nichtgenügenskönnen“ und „unabschließbare[n] Steigerungslogik[en]“ (Meißner 2016, S. 224; vgl. auch S. 232) verbunden ist, die mitunter mit erheblichen Gefahrenpotentialen einhergehen können. Man denke etwa an das Kalorienzählen, um ungesunden oder sogar krankhaften Schlankheits-

⁴ Eine nähere Beschreibung dieser Dimensionen kann im aktuellen Handbuch Medienpädagogik im Medienkompetenzbeitrag von Hugger (2022, S. 69f.) gefunden werden.

idealen nachzueifern oder an die Praktik, den Muskelaufbau des eigenen Körpers durch exzessiven und medizinisch nicht reflektierten Kraftsport (und möglicherweise Medikamentenmissbrauch) voranzutreiben, ihn fotografisch zu dokumentieren und online in sozialen Netzwerken zur Schau zu stellen. Auch geht die Protokollierung von lebensbezogenen Daten mit neuen und erheblich verschärften Überwachungs- sowie auch Diskriminierungsdimensionen einher (vgl. Selke 2016, Kap. 4; für einige Beispiele vgl. auch Selke 2014, Kap. 5). Im Bereich der Medienkritikfähigkeit erscheint es also absolut notwendig, über diese hier beispielhaft aufgezeigten Aspekte Kenntnis zu haben, sie kritisch reflektieren zu können, sie in den eigenen Lifelogginghandlungen zur kulturellen Bedeutungserzeugung zu berücksichtigen und sich somit nicht von ihnen vereinnahmen zu lassen.

Medienkunde beschreibt zwei Bereiche: „1) Die *informative* Dimension umfaßt klassische Wissensbestände [...]. 2) Die *instrumentell-qualifikatorische* Dimension meint hingegen die Fähigkeit, die neuen Geräte auch bedienen zu können“ (Baacke 1996, S. 120, Hervorhebungen i.O.). Mit Bezug zum Lifelogging wäre hier im Kontext des ersten Bereichs etwa das Wissen zu aktuellen Technologien wie relevanter Hardware oder Apps und deren Möglichkeiten relevant, um die Lebensprotokollierung bzw. die damit verknüpfte kulturelle Bedeutungserzeugung überhaupt umsetzen zu können. Im Hinblick auf den zweiten Bereich geht es dann darum, diese Technologien auch handlungssicher zu gebrauchen.

Mediennutzung verweist auf eine „Zielorientierung [...] im Handeln der Menschen“ (Baacke 1996, S. 120, Hervorhebung i.O.). Mit Bezug zum Lifelogging geht es hierbei darum, die Lebensprotokollierung mit der Erreichung eines spezifischen Ziels zu verknüpfen und dieses auch so reflektieren zu können. Beispielsweise könnte das Tracken des täglich getrunkenen Wasservolumens dazu dienlich sein, über den Tag mehr Flüssigkeit zu sich zu nehmen und gesünder zu leben. Das Posten von Bewerbungsfotos und das Protokollieren von wichtigen Berufsereignissen auf Xing oder LinkedIn ist wohl mit dem Ziel verknüpft, am Arbeitsmarkt wahrnehmbar zu werden bzw. zu bleiben und mitunter einen beruflichen Aufstieg anzupfeilen. Es geht bei dieser „Zielorientierung“ (s. o.) also darum, nicht unbesehen neuen Moden und Trendentwicklungen zur personenspezifischen Optimierung hinterher zu laufen, sondern für sich passformige und sinnvolle (mitunter auch gesunde) Ziele bestimmen und reflexiv einordnen zu können.

Mediengestaltung wiederum „ist zu verstehen als 1) *innovativ* (Veränderungen, Weiterentwicklungen des Mediensystems) und 2) *kreativ* (ästhetische Varianten, über die Grenzen der Kommunikationsroutine hinausgehen)“ (Baacke 1996 S. 120, Hervorhebungen i. O.). Im Lifelogging könnte es hier beispielsweise darum gehen, innovative Wege zu beschreiten und Protokollierungstechniken z. B. jenseits der Angebote von großen Unternehmen zu entwickeln oder gar selbst zu programmieren. Mit Blick auf ästhetische Praktiken können hiermit künstlerische Fähigkeiten zur besonders kunstvollen Protokollierung des eigenen Lebens etwa durch Fotografien, deren Sammlung und möglicherweise auch deren kreative Zurschaustellung gemeint sein. Es geht hierbei also um möglichst ästhetische Praktiken zur Erzeugung kultureller Bedeutung im Kontext des Lifeloggings.

Auf Basis der zusammengetragenen Theorielinien kann die eingangs bereits konturierte Forschungsfrage dieses Beitrags nun genauer spezifiziert werden. Diese lautet folgendermaßen:

Welche „Modalitäten eines Grundzustandes des In-der-Welt-Seins“ (s. o.) im Sinne Baackes lassen sich zur aktiven Weltaneignung im Kontext des Lifelogging in einer Kultur der Digitalität mit ihren drei Zentralprinzipien rekonstruieren und welche Rückschlüsse können daraus mit Blick auf die nötigen Medienkompetenzen im Kontext von Medienkritik, Medienkunde, Mediennutzung und Mediengestaltung gezogen werden? Um erste Antworten auf diese Frage zu erhalten, werden wir im Folgenden eine explorierende empirische Analyse vorstellen.

4. Datenmaterialien der Untersuchung und Vorgehen der empirischen Analyse

Für die empirische Annäherung greift der Beitrag auf Bildmaterialien zurück, die von Studierenden im Kontext von zwei Seminaren aufgenommen wurden und in denen es um das Thema Lifelogging ging. Zu Anfang der Seminare waren die Teilnehmenden jeweils dazu aufgefordert, mindestens drei Fotos zu machen, die zeigen, welche Bedeutung Medien für ihren individuellen Alltag innehaben. Wie und mit welcher Technik die Fotos aufgenommen werden, war dabei den Studierenden selbst überlassen. Zudem sollten die Studierenden einige Sätze formulieren, die die geschossenen Bilder näher erklären. Um die Aufnahme dieser Fotografien nicht vorschnell und zu stark in eine Richtung zu stoßen, fragen wir ganz bewusst nach der Bedeutung von Medien im Allgemeinen und nicht nach dem gerade zu Beginn der Seminare für die Studierenden meist noch ziemlich diffusen Begriff des Lifelogging. Da es sich hierbei aber um äußerst vielschichtige und alltäglich-banale Medienpraktiken handelt (vgl. Abschnitt 2.2), konnte davon ausgegangen werden, dass sich zugehörige Phänomene von selbst in den Bildern zeigen würden. Die Fotos von denjenigen Studierenden, die der Weiternutzung der Aufnahmen zu Forschungszwecken schriftlich zustimmten, übernahm die Studie in den Datenkorpus der Analyse⁵. Insgesamt standen für die Untersuchung 81 Fotos zur Verfügung.

In der medienpädagogischen Forschung existiert bereits seit Längerem eine Methodendiskussion um die qualitative Interpretation von empirischen Bildmaterialien (vgl. u. a. Marotzki/Niesyto 2006). Sie bieten sich bei näherer Betrachtung außerordentlich gut für das in den Blick genommene Thema dieses Beitrags und die darauf eingenommene medienkompetenztheoretische Perspektive an, wie im weiteren Verlauf erörtert werden soll. In ihren methodologischen Betrachtungen von Fotografien als Datenmaterial erziehungswissenschaftlicher Studien beschreiben Pilarczyk und Mietzner diese als „solche aus dem Zeitverlauf geschnittenen Momente, in denen das thematisierte Sujet, also die Bildthematik, mit den Erfahrungen, dem Erleben, Denken und Handeln der Fotografin oder des Fotografen zu einer Bildauffassung verschmelzen“ (Pilarczyk/Mietzner 2005, S. 28). Sie schreiben ferner, dass „mit jedem

⁵ Die erhobenen Daten standen nicht im unmittelbaren Zusammenhang mit den Prüfungsleistungen der Seminare. Um die Studierenden nicht unter Druck zu setzen, erfolgte die Anfrage zur wissenschaftlichen Weiternutzung der Daten in dem einen Seminar dennoch erst nach Abschluss der Veranstaltung und der Bewertung der Seminarleistungen. Im zweiten Seminar wurden die Daten explizit losgelöst von den Seminarleistungen und -verpflichtungen erfragt. Dabei wurde deutlich darauf hingewiesen, dass die Zustimmung zur Weiternutzung der Fotografien freiwillig ist und keinerlei Konsequenzen für das Seminar entstehen. Im Rahmen der informierten Einwilligung wurde zudem darauf verwiesen, dass die Zustimmung zur Weiternutzung jederzeit widerrufen werden kann. Teile des erhobenen Fotosamples wurden – allerdings unter einer ganz anderen Fragestellung – zudem bereits in Burgfeld-Meise und Dehmel (im Druck) aufgegriffen. Hier (vgl. Burgfeld-Meise/Dehmel, im Druck, Abschnitt 4) finden sich zudem erste Überlegungen zu der auch im vorliegenden Text verfolgten methodischen Zugriffsvariante auf Lifeloggingpraktiken über Fotografien, die wir im Folgenden unter dem eingeschlagenen medienkompetenztheoretischen Betrachtungswinkel weiterdenken.

Blick durch den Sucher der Kamera [...] ein Blickwinkel, eine Perspektive gewählt [wird], mit der die Fotografin bzw. der Fotograf ausdrückt, was sie oder er sieht, darstellen will oder soll“ (Pilarczyk/Mietzner 2005, S. 25). Mit der Aufnahme von Fotografien sind diesen Gedanken nach also Reflexionsvorgänge verknüpft, in denen sich die Fotograf*innen orientieren, sich mit sich selbst beschäftigen, sich mit der sie umgebenden (Um-)Welt auseinandersetzen und durch die überlegte Aufnahme Bedeutung generieren (vgl. Pilarczyk/Mietzner 2005, S. 20). Es handelt sich hier also im Sinne Stalders (vgl. Abschnitt 2.1) um eine Prozedur zur Erzeugung von kultureller Bedeutung. Durch den an die Studierenden gegebenen Auftrag, in den Fotos die Relevanz von Medien in ihrem Alltag zu dokumentieren, geht es hier also darüber hinaus um ihre orientierende Auseinandersetzung mit sich selbst, *Medien* und der Welt ihrer alltäglichen Umgebung. Und genau dies lässt sich gut auf den hier gewählten medienkompetenztheoretischen Fokus übertragen. Aus dieser analytischen Perspektive können diese von Pilarczyk und Mietzner beschriebenen Orientierungen der Fotograf*innen als Ausdruck der von Baacke in den Vordergrund gerückten „Modalitäten eines Grundzustandes des In-der-Welt-Seins“ (Baacke 1996, S. 118 f.; vgl. Abschnitt 3) interpretiert werden, bei der der vollzogene Akt des Fotografierens zum festgehaltenen Moment zur aktiven Weltauseinandersetzung avanciert. Dies wird über das entstandene Foto als „interpretierbarer Bildsinn“ (Pilarczyk/Mietzner 2005, S. 59) empirisch fassbar, sodass sich die oben beschriebenen Fotografien aus den Lifeloggingseminaren für diesen Beitrag außerordentlich gut für die Analyse qualifizieren. Die von den Studierenden ergänzend aufgeschriebenen Erklärungen zu ihren Fotos lassen sich hier sinnvoll als ergänzende Wissensressourcen aufgreifen, die zu den Fotoanalysen in Beziehung gesetzt werden können (vgl. Niesyto 2006, Kap. 3.5).

Um den zur Verfügung stehenden Fotokorpus auszuwerten, arbeiten wir in diesem Beitrag nach der *Seriell-ikonografischen Fotoanalyse*, die von Pilarczyk und Mietzner (2005) zur sozial- und insbesondere erziehungswissenschaftlichen Interpretation größerer Fotofundus entworfen worden ist. Das Verfahren wurde zudem in dem oben zitierten von Marotzki und Niesyto herausgegebenen Band vorgestellt (vgl. Pilarczyk 2006) und somit auch in der Medienpädagogik bereits registriert. Die beiden Autorinnen docken ihr analytisches Verfahren an den methodischen Drei- bzw. Vierschritt der Bildikonologie von Panofsky (1978) und deren erziehungswissenschaftlichen Fortentwicklungen durch Wünsche (z. B. 1991) an (vgl. Pilarczyk/Mietzner 2005, S. 135). Beiden Theoretikern geht es um die Interpretation von Einzelbildern (Panofsky) bzw. Einzelfotos (Wünsche), sodass Pilarczyk und Mietzner dies für den ersten Schritt ihres seriellen Vorgehens zur „Interpretation einzelner, repräsentativer fotografischer Bilder – die ikonografisch-ikonologische Bildinterpretation“ (Pilarczyk/Mietzner 2005, S. 131) – nutzbar machen. Im zweiten Schritt geht es dann um „die Analyse vieler Fotografien bzw. ganzer Fotobestände – die serielle Analyse“ (Pilarczyk/Mietzner 2005, S. 131). Diese beiden Analysephasen sind nicht isoliert voneinander gedacht, sondern werden von den Forschenden stetig und „wechselseitig aufeinander bezogen“ (Pilarczyk/Mietzner 2005, S. 131). In der analytischen Logik des Verfahrens werden im ersten Schritt alle Bilder systematisch angeschaut und bereits erste Vergleiche zwischen ihnen gezogen, um Gemeinsamkeiten, Unterschiede und besondere Auffälligkeiten zu identifizieren (vgl. Pilarczyk/Mietzner 2005, S. 133 und S. 136 f.). Im Anschluss werden die ausgewählten Fotos einer intensiven Analyse

unterzogen, um mit Blick auf die aufgestellte Forschungsfrage erste „Hypothesen und Annahmen“ aufzustellen, die dann im Zuge der vergleichend angelegten seriellen Analyse des übrigen Fotofundus der Untersuchung fortentwickelt werden⁶ (vgl. Pilarczyk/Mietzner 2005, S. 136 und S. 142; vgl. auch das Beispiel in Pilarczyk 2006, S. 230–248).

Uns geht es im weiteren Verlauf dieses Beitrags nicht so sehr darum, abgeschlossene Aussagen zu unserem Thema zu treffen, sondern vielmehr darum, das Phänomen Lifelogging anhand von individuellen empirischen Fällen aus einer medienkompetenztheoretischen Perspektive *zu verstehen*. Anstatt hier also die Gesamtergebnisse unserer Untersuchung zum erhobenen Datenfundus vorzustellen, dabei aber nicht auf einzelne Fälle und ihre strukturelle Beschaffenheit konkret eingehen zu können, werden wir im weiteren Verlauf vielmehr *eine* vertiefende serielle Analyse ausführlich beschreiben. Diese erlaubt es aber trotzdem – aus einer solchen verstehend ausgerichteten erziehungswissenschaftlich-kasuistisch interpretierten Forschungsperspektive – Erklärungen über die strukturellen Allgemeinheiten eines pädagogisch relevanten Phänomens abzugeben (vgl. Hummrich 2016, S. 18 und S. 29 f.; Hummrich/Rademacher 2012, S. 42f.; vgl. zu diesem Analysefokus des *Verstehenwollens* von Einzelfällen in (medien-)pädagogisch-kasuistisch forschender Absicht im Anschluss an Hummrich und Rademacher bereits Burgfeld-Meise/Dehmel, im Druck, Abschnitt 4 und auch Burgfeld-Meise/Dehmel 2021, S. 242).

5. Seriell-ikonografische Fotoanalyse nach Pilarczyk und Mietzner

5.1 Ikonografisch-ikonologische Bildinterpretation

Wie wir es schon an anderer Stelle bereits feststellen konnten (vgl. Burgfeld-Meise/Dehmel, im Druck, Abschnitt 5) wird in einem Großteil der Fotografien das Smartphone in unterschiedlichen Funktionen relevant, gefolgt von anderen mobilen Technologien wie z. B. Tablets oder auch Laptops. Dies korrespondiert sehr gut mit der dem Smartphone zugeschriebenen Bedeutung für das Lifelogging in einer Kultur der Digitalität (vgl. Abschnitt 2.2). Dies erscheint zunächst einmal generell interessant, da diese Fotos nicht mit dem in den Fotos thematisierten Smartphone selbst aufgenommen worden sein können. Es muss also entweder ein zweites Gerät (z. B. einer nahestehenden Person) oder eine alternative Kameratechnologie für die Aufnahme verwendet worden sein. Diese Fotos zu erstellen muss im Umkehrschluss also für die Studierenden einen gewissen Aufwand bedeutet haben, was zusätzlich die Wichtigkeit des Smartphones im Alltag unterstreicht, die in diesen Fotos festgehalten ist. Eine besondere Rolle spielt in diesen Bildern die Dokumentation von Instant Messaging-Praktiken z. B. über WhatsApp oder andere Dienste. Ein weiterer interessanter Aspekt, den wir schon beim ersten Durchgang des Datenkorpus äußerst auffällig fanden, ist der Umstand, dass die Abbildungen des Smartphones trotz dessen Mobilität in den meisten Fällen im privaten bzw. häuslichen Wohnumfeld aufgenommen wurden und nur in sehr seltenen Fällen außerhalb der eigenen Wohnung, z. B. in der Natur. Es erschien uns somit überaus sinnvoll, diese bildthematischen Auffälligkeiten weiterzuverfolgen und sie für die exemplarischen Analysen in den Mittelpunkt zu stellen. Hierfür rücken wir das folgende Bild in den Mittelpunkt, das ebendiese Kriterien erfüllt (vgl. Abbildung 1).

⁶ Eine detaillierte Beschreibung der Methode kann hier aus Platzgründen nicht ausgeführt werden. Eine genaue Erörterung des Vorgehens und insbesondere der einzelnen Analyseschritte findet sich aber bei Pilarczyk und Mietzner (2005, Kap. 11).

Den auf dem App-Interface abfotografierten Kontakten kommt für die Analyse eine enorm wichtige Bedeutung zu. Um sie zu anonymisieren, sind sie im Bild unkenntlich gemacht und wir haben sie für die Verschriftung durch äquivalente Pseudonyme ersetzt. Mit Blick auf die eingeschlagene medienkompetenzorientierte Perspektive auf dieses Foto lassen sich schon vorab einige Feststellungen vor dem Hintergrund der von Baacke benannten Facetten seines Modells (vgl. Abschnitt 3) treffen. Hier wird eine alltägliche Interaktion zwischen einer weiblich gelesenen Studentin und dem Smartphone im häuslichen Wohnumfeld abgebildet, sodass für den Bereich der *Medienkunde* festgestellt werden kann, dass ihr eine solche kompetente alltagsbegleitende Bedienung der Technologie offenkundig gelingt. Sie muss also über das mit Bezug zu dieser Lifeloggingpraktik relevante Anwendungswissen verfügen.

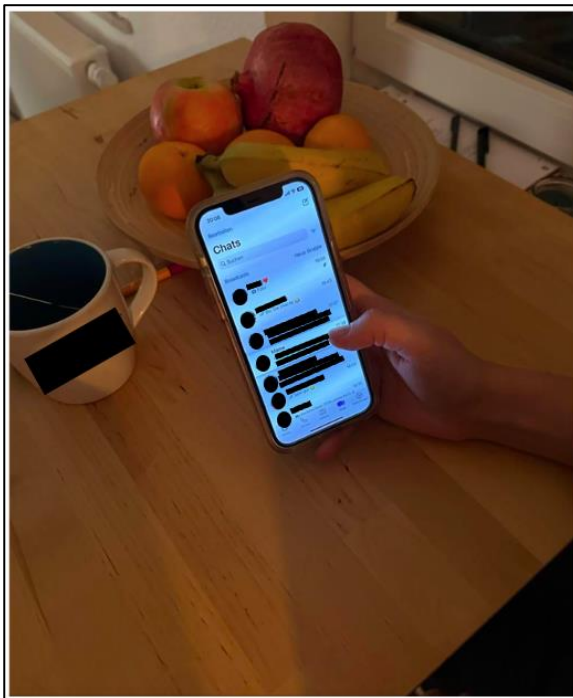


Abbildung 1: Ausgewähltes Foto für die exemplarische ikonografisch-ikonologische Einzelanalyse; Quelle: Fotografie einer Studierenden

Das Foto ermöglicht den Einblick in einen sehr privaten Lebensbereich, da in der aufgerufenen App Kommunikationsverläufe mit (nahestehenden) Menschen archiviert werden, denen sich die Studentin im dokumentierten Moment absichtsvoll hinwendet. Mit Blick auf den Bereich der *Mediennutzung* wird hier das Kontakthalten mit anderen mitunter räumlich entfernten Menschen inszeniert – dieses Ziel wird auch in den ergänzten eingereichten Bildbeschreibungen so reflektiert. Mit Blick auf die *Medienkritik* erscheint die hier abgebildete Zurschaustellung dieses höchst privaten Lebenskontextes im Kontext eines Arbeitsauftrages in einem Hochschulseminar zumindest fragwürdig. Entweder ist ihr dies nicht bewusst oder aber sie schreibt diesem Aspekt wenig Bedeutung zu. Ästhetische Aspekte hinsichtlich der *Mediengestaltung* werden im fotografierten Moment nicht unmittelbar thematisiert, sodass dieser Aspekt in Baackes Modell hier weniger zentral erscheint. Insgesamt wird hier aber zunächst einmal deutlich, dass es der Studentin prinzipiell gelingt und dass sie somit auch über die nötigen

Fähigkeiten verfügt, um generell an den Prozessen der sozialen Bedeutungserzeugung in einer Kultur der Digitalität (vgl. Abschnitt 2) teilzunehmen.

Um in diesem Zusammenhang Rückschlüsse auf den mit Bezug zu Baacke (und auch Stalder) in den Vordergrund gestellten Modus des In-der-Welt-Seins (vgl. Abschnitt 3) und die damit verbundenen Orientierungen ziehen zu können, ist eine tiefergehende Bildanalyse notwendig. Das Foto ist an einem funktional anmutenden Küchentisch im Moment der unmittelbaren Nutzung aufgenommen, in der auf den Touchscreen des eingeschalteten Geräts herabgeschaut wird. Das Bild erscheint ästhetisch wenig überlegt und wirkt wie ein aus dem Leben gegriffener Moment, in dem die Nutzungsperspektive selbst in Szene gesetzt ist. Der in das Bild hineinragende Arm und die das Smartphone haltende Hand sind auf dem Tisch abgelegt, sodass hier eine Pose deutlich wird, in der ein längerfristiges Verweilen möglich ist. Dies korrespondiert mit dem leeren Teebecher am linken Bildrand und dem auf dem Tisch abgelegten Stift, die ebenso dafür sprechen, dass sich die Studentin zum Zeitpunkt des Fotos schon länger am Küchentisch befunden haben könnte.

Wichtig ist in diesem Zusammenhang zudem, dass das Foto abends aufgenommen wurde, da es im Fenster am rechten Bildrand dunkel ist und durch eine künstliche Lichtquelle hinter der Person ein Schatten auf den Obstkorb geworfen wird. Auf dem Display des Smartphones wird die Uhrzeit 20:08 angezeigt, die vor dem Hintergrund der Kernarbeitszeiten üblicherweise als Freizeit deklariert ist. Zentral wichtig für die Fotografie ist die hier inszenierte „wischbereite“ Haltung des Daumens auf dem Smartphonescreen über dem Chat mit dem Kontakt „Mama“, von dem die letzte Nachricht um 17:39 Uhr empfangen wurde. Zeichnet man die Bilddiagonalen in das Foto ein, treffen sie sich ebenso in diesem Chat, sodass dieser hier in den Mittelpunkt des Fotos markiert. Relevant ist hierbei allerdings, dass dieser Chat durch die Daumenpositionierung zwar hervorgehoben, auf dem Screen aber nicht aufgerufen ist. Für den Bildsinn erscheint durch diese Hervorhebung also nicht der Chat mit dem Kontakt „Mama“ selbst besonders wichtig, sondern vielmehr dessen Bedeutung im Kontext der Verfügbarkeit weiterer archivierter Kontakte, im Vergleich zu denen „Mama“ aber hervorgehoben wird.

Die abgebildete Haltung des Daumens kurz über oder direkt neben dem Touchscreen haben wir mit Bezug zu den kulturwissenschaftlichen Überlegungen Kaerleins (2013) zur Verbindung mit dem Menschen in der Analyse ähnlicher Fotografien als typische und durchaus intime Lifeloggigeste interpretiert (vgl. Burgfeld-Meise/Dehmel, in Vorbereitung, Abschnitt 5.2): Über die „Unmittelbarkeit des Hautkontakts“ kann bei der Berührung des Screens ein „Gefühl der Intimität“ entstehen, das „mit der instantanen Verfügbarkeit von Informationen über Aktivitäten von Freunden, Nachrichtenfeeds, lokale Ereignisse assoziiert [wird]; alles nur einen Fingerzeig entfernt“ (Kaerlein 2013, S. 13). Das Foto thematisiert also ganz unmittelbar die in Stalders Medienbegriff betonte Verbindung zwischen den Menschen (vgl. Abschnitt 2.1) und lädt sie emotional auf, was hier in einem Alltagsmoment (am Küchentisch) über die Berührung des Touchscreens hergestellt wird. Mit dieser hergestellten Intimität gehen im vorliegenden Fall einige interessante Besonderheiten und Widersprüche einher.

Um dies näher zu beschreiben, wirft die Analyse einen näheren Blick auf die übrigen Inhalte des fotografierten Smartphone-Screens. Ganz oben auf dem App-Interface ist der Kontakt „Markus <3“ mit einem Foto als letzter Nachricht um 19:09 Uhr angepinnt, darunter ist eine „Familiengruppe“ mit einer vom abgebildeten Smartphone abgesendeten Nachricht um 19:43 Uhr

und ein weiterer Gruppenchat „Fillis Geburtstag“ mit der letzten Nachricht eines nicht gespeicherten Kontakts um 17:57 Uhr abgebildet. Darunter findet sich der durch den wischbereiten Daumen hervorgehobene Chat mit dem Kontakt „Mama“, darunter ein Chat mit dem Kontakt „Mara Lohmann“, bei der die Uhrzeit des letzten Kontakts durch den Daumen verdeckt wird. Am unteren Rand des Interfaces ist zudem ein Chat mit „Jamila Lüdersen“ mit letzter eingehender Nachricht um 14:03 Uhr und ganz unten ein Chat mit dem Kontakt „Lisa“ mit einem erhaltenen Video um 10:03 Uhr.

Die fotografische Inszenierung der App kann hier im Sinne Stalders als „Feld der Auseinandersetzung“ (vgl. Abschnitt 2.1) im Alltag der Studentin interpretiert werden, in der im Sinne einer Lifeloggingpraktik sowohl nahe als auch weiter entfernte soziale Beziehungen verhandelt und archiviert, wichtige Bindungen aber hervorgehoben werden. Dies lässt sich als referenzieller Handlungsmoment kultureller Bedeutungserzeugung beschreiben, der hier in den dokumentierten Moment des In-der-Welt-Seins im Sinne Baackes eingewoben ist. Hochinteressant sind dabei die gewählten Kontaktbenennungen, die durch ihre Namensgebungen – so unsere Interpretation der Fotografie – eine Rangfolge hinsichtlich der Beziehungsintensität bzw. der mit Kaerlein (s. o.) gedeuteten Intimität deutlich machen: nahestehende Personen erhalten in der Fotografie lediglich einen Vornamen oder werden als „Mama“ gespeichert, entferntere Kontakte werden mit Vor- und Nachnamen benannt und ganz entfernte Personen sind gar nicht erst Teil der Kontaktliste, sondern werden lediglich als Telefonnummer angezeigt. Insbesondere der Chat „Mama“ wird hier wie beschrieben durch die abgebildete Positionierung des Daumens nochmals ganz besonders hervorgehoben und im Sinne Kaerleins mit besonderer Intimität „per Fingerzeig“ (s. o.) verknüpft. Innerhalb des Fotos zeigt sich somit ein wichtiger Unterschied zwischen den in die App eingeschriebenen Logiken der kulturellen Bedeutungs- bzw. Relevanzzuschreibung und denen von der Studentin im Foto dokumentierten Rangfolge. Abgesehen von dem oben angepinnten Kontakt „Markus <3“ bringt die App die Chats in eine *rein* zeitlich chronologische Reihenfolge, was das von Stalder beschriebene Prinzip der Algorithmizität (vgl. Abschnitt 2.1) als Vorsortierung von Inhalten durch Software deutlich werden lässt. Die von der App zugeschriebene kulturelle Bedeutung der Chats bezieht sich also auf *Beziehungsaktualität*, während in den auf dem Foto dokumentierten und hervorgehobenen Praktiken der Studentin die *Beziehungsqualität* in den Vordergrund rückt.

Dabei wird ein zentral wichtiger Unterschied zwischen der „ikonografischen“ und der „ikonologischen Fotoebene“ (zur Erklärung vgl. Pilarczyk/Mietzner 2005, S. 139–142) ersichtlich. Schaut man sich das Bild an, war es wohl die Absicht, das Kontakthalten mit anderen Menschen im Alltag darzustellen – hier am Beispiel des Teetrinkens in der Küche nebenbei. Dies wird auch durch die zusätzlich eingereichte Fotobeschreibung der Studentin bestätigt. Bei genauer Betrachtung wird auf der ikonologischen Fotoebene aber ein besonderer und somit aus dem Alltag *hervorstechender* Moment sichtbar, der die vorher interpretierte Aushandlung von Beziehungsqualitäten zu einem bedeutungsvollen Akt werden und eben nicht im Alltag verschwinden lässt: Die auf dem Appinterface ersichtlichen Nachrichten sind mit einer Ausnahme zum Zeitpunkt des Aufnahmezeitpunkts (20:08 Uhr, s. o.) schon einige Stunden alt. Hier wird also eine zwar tagesaktuelle und regelmäßige, aber nicht permanente Interaktionsfrequenz über die App deutlich. Im Foto wird somit (wohl unbeabsichtigt) ein Moment der

besonderen Hinwendung am Abend sichtbar, in dem die Aushandlung von Beziehungsqualitäten zu einem bewussten Prozess wird und eben *nicht stetig* nebenbei passiert. Dies lässt sich mit dem zweiten von Stalder beschriebenen Prinzip der Gemeinschaftlichkeit (vgl. Abschnitt 2.1) in einer Kultur der Digitalität in Verbindung bringen. Diese im Foto bedeutungsvoll dokumentierte Lifeloggingpraktik der Beziehungsaushandlung bietet einen sicheren und ständig *wiederabrufbaren* Ort der Vergewisserung des eigenen Selbst im Kontext der von Unsicherheiten und Konkurrenz geprägten Gesellschaftsverhältnisse. Die Fotoinszenierung offenbart auf der ikonologischen Ebene also einen wichtigen Moment der bewussten medienvermittelten Lebensbewältigung zur Aushandlung von Beziehungsqualitäten als hier interpretierte „Modalität“ des „Grundzustandes des In-der-Welt-Seins“ im Sinne Baackes (1996, S. 118 f.; vgl. Abschnitt 3).

5.2 Serielle Analyse

Solche Lifeloggingpraktiken zur Beziehungsaushandlung „per Fingerzeig“ (vgl. Abschnitt 5.1) finden sich auch in vielen weiteren Fotos des Datenkorpus, die wir im Kontext der seriellen Analyse vergleichend in den Blick genommen haben. Der mit Bezug zur medienkompetenztheoretischen Perspektive Baackes deutlich werdende Bildsinn ist in diesen Fotografien sehr ähnlich. Zwei dieser Fotografien möchten wir hier exemplarisch vorstellen und darüber die vorher konturierte Interpretationshypothese schärfen.

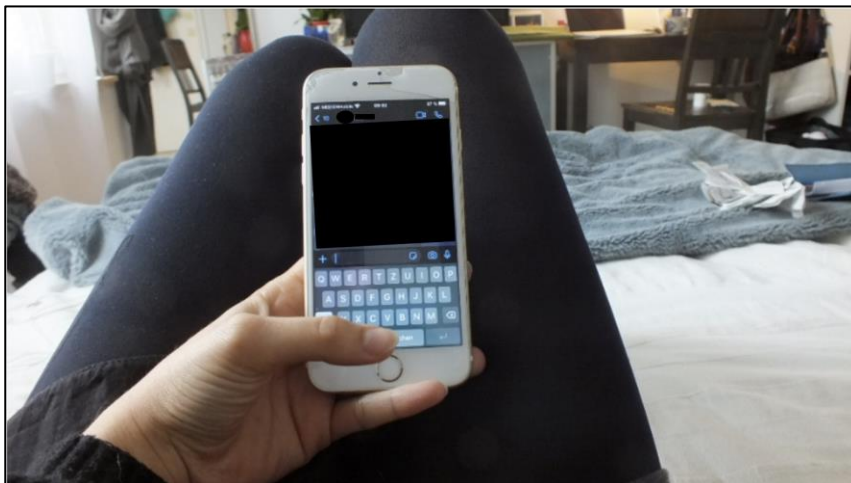


Abbildung 2: Beispielhaftes Foto der seriellen Analyse; Quelle: Fotografie einer Studierenden

Anders als im vorherigen Bild ist in diesem Foto ein individueller Chat aufgerufen, in dem zuletzt am Nachmittag des vorangegangenen Tages über einen Arztbesuch geschrieben worden ist. Das Foto zeigt also eine höchst private Alltagspraxis der bewussten Hinwendung zur Beantwortung einer nicht tagesaktuellen Nachricht – hier liegend auf dem Bett. Dabei wird der unmittelbare Moment der Interaktion fotografisch festgehalten, in dem der Daumen über der anwendungsbereiten Chattastatur positioniert ist. Hierbei handelt es sich um eine sehr ähnliche Handhaltung wie in der ersten Fotografie. Auch hier steht also die in Stalders Medienbegriff (vgl. Abschnitt 2.1) betonte Verbindung zwischen den Menschen im Vordergrund. Mit Blick auf die vier Medienkompetenzdimensionen (vgl. Abschnitt 3) kann zunächst auch mit Blick auf dieses Foto geschlussfolgert werden, dass eine sichere und gezielte Bedienung

(*Medienkunde* und *Mediennutzung*) zur Teilhabe an den Praktiken kultureller Bedeutungserzeugung bewerkstelligt werden kann, dass aber der Einblick in so sensible Lebensbereiche (Arztbesuch) im Kontext eines Seminars aus Perspektive der *Medienkritik* zumindest fragwürdig erscheint. Zeitgleich scheint sich über diese visuellen Artikulationen eine Verschiebung der Grenzen und Inhalte von Privatsphäre zu dokumentieren, die auch in der ersten analysierten Fotografie bereits relevant geworden ist.

Auch in diesem Foto wird darüber hinaus über die liegende Perspektive und die abgelegte Hand bei der Smartphonebedienung eine auf längerfristiges Verweilen ausgerichtete Körperhaltung deutlich. Solche auf längere Zeitspannen verwiesenen Hinwendungsmomente im Alltag finden sich auch im übrigen Datenkorpus in ähnlicher Weise immer wieder. Auch in diesen Lifeloggingspraktiken geht es um die referenzielle Bedeutungsaushandlung von Beziehungen und deren Archivierung, die eben *nicht* im Alltag untergehen, sondern mit besonderer Aufmerksamkeit versehen werden. Wie schon in der exemplarischen Analyse vorher beschrieben, lässt sich dies gut mit dem von Stalder beschriebenen Prinzip der Gemeinschaftlichkeit in einer Kultur der Digitalität (vgl. Abschnitt 2.1) in Verbindung setzen, in der solche Archivierungspraktiken im Kontext des Lifeloggings in den von Konkurrenz geprägten Verhältnissen Sicherheit und Orientierung (zu sich und zu anderen) bieten können. Die alltägliche, aber besondere Hinwendung zum Smartphone ist für den Modus des In-der-Welt-Seins im Sinne Baackes (vgl. Abschnitt 3) also äußerst sinnstiftend. Spannend ist in diesem Zusammenhang auch das nachfolgende exemplarische Foto, das einen ähnlichen Bildsinn offenbart, obwohl sich die Abbildung selbst durchaus unterscheidet.

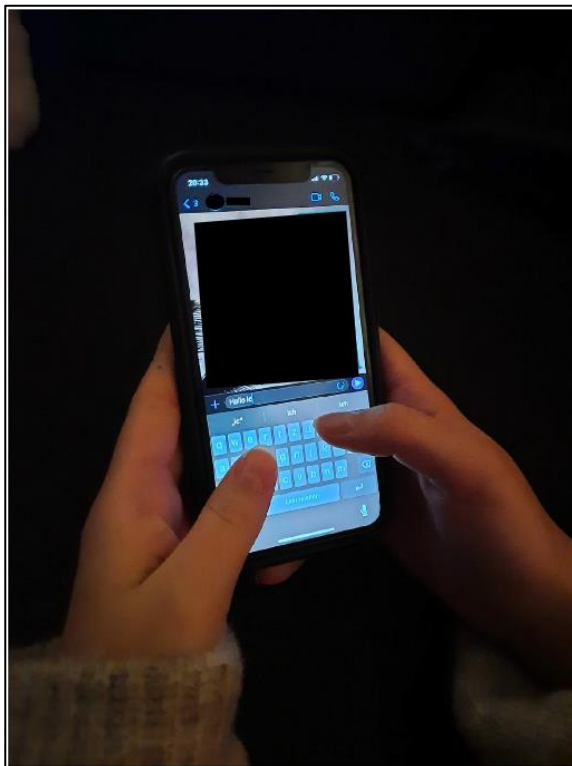


Abbildung 3: Beispielhaftes Foto der seriellen Analyse; Quelle: Fotografie einer Studierenden

Das Foto ist abends aufgenommen (der Screen zeigt die Uhrzeit 20:33) und der Hintergrund

ist völlig abgedunkelt. Dadurch tritt das hell scheinende Smartphone in den Händen der Studentin als Gegensatz in den Bildvordergrund und zieht die komplette Aufmerksamkeit auf sich. Die Hände sind in einer geradezu schützenden Haltung um das Gerät gelegt. Durch diese intime Fokussierung in völliger Dunkelheit wird – wie schon für die anderen Fotografien interpretiert – die Besonderheit der Hinwendung zur medienvermittelten Beziehungsaushandlung im Kontext des Alltags nochmals besonders hervorgehoben. Auch in den beiden exemplarisch aufgeführten Fotos der seriellen Analyse lässt sich über die Benennung des aufgerufenen Kontakts als „Linda“ (Abbildung 2) bzw. als „Alina“ (Abbildung 3) zudem die in der Einzelbildanalyse schon interpretierte Beziehungsrangfolge über die Kontaktbenennung wiederfinden. Auch dieser Aspekt wird genauso in vielen weiteren Fotografien des Samples deutlich. Insofern erscheint auch in diesen Fotos das von Stalder beschriebene Phänomen der Algorithmizität (vgl. Abschnitt 2.1) relevant, da der interpretierte Bildsinn die referenzielle Aushandlung von Beziehungsqualität in den Mittelpunkt rückt, die Logik der fotografierten Messenger-Apps aber die Beziehungsaktualität betont und die Interaktionsmomente zeitlich (vor-)sortiert. Dieser schon in der Einzelfotoanalyse aufgezeigte Gegensatz zieht sich hier also durch die Bilder durch und lässt sich im Kontext unserer Analyse ebenso als zentraler Aspekt ausmachen.

6. Fazit

Der Beitrag hat sich aus einer medienkompetenztheoretischen Perspektive mit der Analyse von Lifeloggung im Kontext einer Kultur der Digitalität beschäftigt. Dafür haben wir uns zunächst mit den theoretischen Positionen Stalders auseinandergesetzt und das Lifeloggung als geradezu prototypische Praktik hierin eingeordnet. Für den medienkompetenztheoretischen Analysezugang haben wir im Anschluss die Überlegungen nach Baacke nutzbar gemacht und sie mit Blick auf das Lifeloggung in einer Kultur der Digitalität perspektiviert. Die empirische Untersuchung hat darauffolgend Fotografien von Studierenden aufgegriffen, die wir mithilfe der seriell-ikonografischen Fotoanalyse nach Pilarczyk und Mietzner ausgewertet haben. Dabei lag der Fokus exemplarisch auf der Archivierung und sozialen Aushandlung von Beziehungen im Instant Messaging als gängiger Lifeloggungspraktik. Zum Abschluss zieht der Beitrag nun ein Fazit zur Beantwortung der aufgeworfenen Forschungsfrage.

Wie durch die Analysen herausgearbeitet, verdeutlichen sich an vielen Stellen Herausforderungen an die Medienkompetenz der Individuen in einer Kultur der Digitalität. Über die gewählten Beispiele im Kontext des Lifeloggings können wir in der Untersuchung mit Blick auf die vier Kompetenzbereiche Baackes (Medienkritik, Medienkunde, Mediennutzung, Mediengestaltung) grundlegend schlussfolgern, dass die in den Fotografien inszenierten Praktiken offenbaren, dass die Studierenden zunächst einmal generell über die notwendigen Fähigkeiten verfügen, um an der medienvermittelten kulturellen Bedeutungskonstruktion zielsicher teilnehmen zu können. Gleichzeitig zeigen sich mit Blick auf die zur Schau gestellten hochprivaten (in diesem Beitrag aber natürlich anonymisierten) Inhalte einige Hinweise auf recht ‚lockere‘ Haltungen zu den Wertmaßstäben der eigenen Privatsphäre und den zugehörigen Fähigkeiten und Haltungen im Kompetenzbereich der Medienkritik. Ebenso offenbart diese Problematik ein zentrales Dilemma in einer Kultur der Digitalität, in dem die Forderung nach einem öffentlich Sichtbar-Sein und der Schutz der eigenen Privatsphäre in stetiger und nicht eindeutig auflösbarer Konkurrenz zueinander stehen.

Für die darüber hinausweisende Interpretation ist der von Baacke in seinem Medienkompetenzbegriff in den Mittelpunkt gestellte Modus „eines Grundzustandes des In-der-Welt-Seins“ (Baacke 1996, S. 118 f.) interessant. Dies haben wir in der Verknüpfung mit Stalders Theoriekonzept mit den Überlegungen zur Orientierung der Menschen in einer Kultur der Digitalität (vgl. Abschnitt 2.1) verbunden. Dieser in den Fotografien dokumentierte Modus offenbart bei den Studierenden Unsicherheiten hinsichtlich der Selbstpositionierung im sozialen Gefüge und der medienvermittelten Aushandlung von Beziehungsintensität. Dies hatte die Analyse mit den von Stalder aufgezeigten Zentralprinzipien der Referenzialität und der Gemeinschaftlichkeit assoziiert. Gleichzeitig wird mit dem visuell artikulierten Fokus auf die Funktionen und Bedeutungsebenen von Instant Messaging eine Lösung sowie die Reproduktion dieser Unsicherheiten in Aussicht gestellt. Vordergründig werden durch die Persistenz von diesen Diensten soziale Beziehungen dokumentiert und archiviert. Diese Lifeloggingform ermöglicht, immer wieder eine bestätigende Absicherung des Selbst innerhalb der sozialen Gefüge zu erfahren (vgl. Krämer 2011). Die Algorithmizität von Instant-Messaging-Diensten fokussiert dabei aber auf die stetige Reproduktion von Beziehungen durch Kommunikation. Während zugehörige Praktiken (Smartphone aus der Tasche holen und Nachrichten checken) auf den ersten Blick im Strom der Alltagsvorgänge versinken, konnte die Analyse aber aufzeigen, dass diese von den Studierenden als bedeutungsvolle Prozeduren der bewussten und somit aus dem Alltag hervorragenden Hinwendung inszeniert werden. Im Gegensatz zu den von den Studierenden dokumentierten Lifeloggingpraktiken der Beziehungsaushandlung stehen dabei in den Logiken der Instant-Messaging-Apps aber nicht diejenigen Beziehungen im Fokus, die als besonders qualitativ intensiv oder als etwas Besonderes empfunden werden, sondern unter dem Regime der Aktualität, diejenigen Beziehungen, die zuletzt aktualisiert wurden. Aus Gewinnmaximierungsinteressen der Social Media-Konzerne ist eine solche algorithmische Logik natürlich vielversprechend, da sie die stetige Akkumulation von Daten verspricht. Mit Blick auf den von Baacke betonten Modus des In-der-Welt-Seins dokumentiert sich in den fotografierten Lifeloggingpraktiken also ein interessantes Spannungsgefüge zwischen der durch die Algorithmizität fokussierten Beziehungs*aktualität* im Instant Messaging und der von den Studierenden betonten mitunter intimen Beziehungs*qualität*.

Ganz anders stellte sich dies noch in der Medienkultur zu der Zeit dar, als Baacke sein Modell entwarf. Die digitale Kultur begann gerade erst, gesellschaftlich wirksam zu werden. Medien waren vor allem symbolisch. Das heißt, Medien haben Wirklichkeit in unterschiedlichen Intensitäten (je nach Medium und Format) reproduziert, sie verblieben jedoch in einer „symbolischen Ordnung“. Medien sind in dieser Sicht reversibel und ermöglichen „Probearbeiten“, werden also nicht performativ (vgl. Winkler 2008, S. 62 f.). Winkler spricht hier auch von der „Zwei-Welten-Theorie“ (Winkler 2008, S. 62). Rezipient*innen nutzten den Computer bis in die 2000er-Jahre hinein vor den Bildschirmen und schauten den Daten beim Prozessieren auf den Bildschirmen zu, und das alle in ihren eigenen Sphären: die Menschen in der Welt – die Daten im Computer. Spätestens mit Social Media ist die Grenzüberschreitung der Medien in die tatsächliche Welt offensichtlich. Aktuelle Gerichtsverfahren, bei der Likes unter menschenverachtenden Posts als Zustimmung und somit als aktives Handeln gewertet werden, zeigen anschaulich, was „Performativität“ bedeutet. Winkler (2008, S. 65) beschreibt dies auch

als „[r]eale Konsequenzen symbolischer Handlungen“ in den Medien. Noch eindringlicher hat Krämer die Performativität der Medien durch das aktive Erleben ihrer Rezipient*innen („Aisthesis“), also durch den Akt der Rezeption als Aufführen und reales Erleben in die Welt des Performativen geholt (vgl. Krämer 2004). Weil die Welten konvergieren, ist die Persistenz von Beziehungshandeln im Instant Messaging und in Social Media so ungemein sozial und gesellschaftlich relevant. Auch Mobbingphänomene vollziehen sich häufig in beiden Welten, on- und offline, sind permanent, ubiquitär und entziehen dem Opfer beständig den Platz innerhalb des sozialen Gefüges (vgl. Krämer 2011)⁷. Das Individuum ist in einer heutigen Kultur der Digitalität im Sinne Stalders in beiden Welten zu Hause, ist darauf angewiesen, in beiden Welten sichtbar zu sein, angerufen zu werden, sich in diesen versiert bewegen und kommunizieren zu können.

Stalders zeitdiagnostische Bezugsrahmen der Referenzialität, Gemeinschaftlichkeit und Algorithmität (vgl. Abschnitt 2.1) fordern im Kontext des Lifeloggings neue Medienkompetenzen im Sinne der versierten Bewegung in medial durchwirkten Lebenswelten. Zudem ermöglichen Selbst- und Sozialdokumentationen als Ressourcen einen reflexiven Selbst- und Sozialbezug und stiften für die Individuen somit Orientierung. Gleichsam stellen sich damit besondere Herausforderungen. Etwa dann, wenn die versierten Bewegungen nicht ohne weiteres möglich sind, wenn Instant Messaging- und Social Media-Anwendungen im Sinne des Prinzips der Gemeinschaftlichkeit eher Konkurrenz und Minderwertigkeitsgefühle evozieren (vgl. Han 2021). Auch die Fragen nach den Nutzungsoptionen angesichts allgegenwärtiger Verwertungslogiken und -interessen der Datenkonzerne (vgl. Niesyto 2017) oder aber die Frage nach der Authentizität medialer Inhalte kann besondere Probleme für das Individuum bergen. Daher sind die Forderung und Förderung von Medienkompetenz, wie von Baacke verstanden als lebenslange Bildungsprozesse aktiv vollzogenen Weltaneignung (vgl. Abschnitt 3), nach wie vor hochgradig relevant und notwendig.

Literatur

- Baacke, Dieter (1996): Medienkompetenz. Begrifflichkeit und sozialer Wandel. In: von Rein, Antje (Hrsg.): Medienkompetenz als Schlüsselbegriff. Bad Heilbrunn: Klinkhardt, S. 112–124.
- Barberi, Alessandro (2017): Von Kompetenz, Medien und Medienkompetenz. Dieter Baackes interdisziplinäre Diskursbegründung der Medienpädagogik als Subdisziplin einer sozialwissenschaftlich orientierten Kommunikationswissenschaft. In: Trültzsch-Wijnen, Christine W. (Hrsg.): Medienpädagogik. Eine Standortbestimmung (Band 1 der Reihe Medienpädagogik). Baden-Baden: Nomos, S. 143–162. doi.org/10.5771/9783845279718-143.
- Beck, Ulrich (1986): Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Bohn, Cornelia/Hahn Alois (1999): Selbstbeschreibung und Selbstthematisierung. Facetten der Identität in der modernen Gesellschaft. In: Willems, Herbert/Hahn, Alois (Hrsg.): Identität und Moderne. Frankfurt a. M.: Suhrkamp, S. 33–61.

⁷ Ein besonders trauriges und dramatisches Beispiel lieferte dabei das jahrelange Mobbing gegenüber dem „Drachenlord“. In der historischen Aufarbeitung der Geschehnisse im Podcast „Cui bono – Wer hat Angst vorm Drachenlord“ offenbart sich das gesellschaftliche, politische und rechtliche Versagen, welches nicht zuletzt auch daraus resultiert, dass Internetphänomene fälschlicherweise als nur symbolisch wirksam missinterpretiert wurden.

- Bourdieu, Pierre (1983): Ökonomisches Kapital, kulturelles Kapital, soziales Kapital. In: Kreckel, Reinhard (Hrsg.): Soziale Ungleichheiten (Soziale Welt, Sonderheft 2). Göttingen: Schwartz, S. 183–198.
- Burgfeld-Meise, Bianca/Dehmel, Lukas (2021): Subjektwissen als Bildungsperspektive junger Erwachsener. Self-Tracking-Apps als digitale Optimierungstechnologien im Spannungsgefüge von Kontrolle und Selbstermächtigung. In: Zeitschrift MedienPädagogik, Heft 42, S. 237–258. doi.org/10.21240/mpaed/42/2021.06.21.X.
- Burgfeld-Meise, Bianca/Dehmel, Lukas (im Druck): Verfügbarkeitsfantasien des Lifelogging. Zur Positionierung des medialen Selbst unter den Bedingungen des Digitalen. In: Zeitschrift MedienPädagogik (Themenheft zum Homo Digitalis – anthropologische Perspektiven in der Medienpädagogik).
- Dehmel, Lukas/Burgfeld-Meise, Bianca (2020): Vergissmeinnicht! Self-Tracking-Apps auf dem Smartphone als Erinnerungsräume junger Erwachsener. In: MerzWissenschaft, 64 (6), S. 38–47.
- Duttweiler, Stefanie/Passoth, Jan-Hendrik (2016): Self-Tracking als Optimierungsprojekt? In: Duttweiler, Stefanie/Gugutzer, Robert/Passoth, Jan-Hendrik/Strübing, Jörg (Hrsg.): Leben nach Zahlen. Self-Tracking als Optimierungsprojekt? Bielefeld: Transcript, S. 9–42. doi.org/10.14361/9783839431368.
- Duttweiler, Stefanie/Gugutzer, Robert/Passoth, Jan-Hendrik/Strübing, Jörg (Hrsg.) (2016): Leben nach Zahlen. Self-Tracking als Optimierungsprojekt? Bielefeld: Transcript. doi.org/10.14361/9783839431368.
- Han, Byung-Chul (2021): Infokratie. Digitalisierung und die Krise der Demokratie. Berlin: Matthes & Seitz.
- Hepp, Andreas (2016): Kommunikations- und Medienwissenschaft in datengetriebenen Zeiten. In: Publizistik 61(3), S. 225–246. doi.org/10.1007/s11616-016-0263-y.
- Hugger, Kai-Uwe (2022): Medienkompetenz. In: Sander, Uwe/von Gross, Friederike/Hugger, Kai-Uwe (Hrsg.): Handbuch Medienpädagogik. Wiesbaden: Springer VS, S. 67–80. doi.org/10.1007/978-3-658-23578-9_9.
- Hummrich, Merle (2016): Was ist der Fall? Zur Kasuistik in der Erziehungswissenschaft. In: Hummrich, Merle/Hebenstreit, Astrid/Hinrichsen, Merle/Meier, Michael (Hrsg.): Was ist der Fall? Kasuistik und das Verstehen pädagogischen Handelns. Wiesbaden: Springer VS, S. 13–37. doi.org/10.1007/978-3-658-04340-7_2.
- Hummrich, Merle/Rademacher, Sandra (2012): Die Wahlverwandtschaft von qualitativer Forschung und Kulturvergleich und ihre Bedeutung für die Erziehungswissenschaft. Strukturtheoretische Überlegungen. In: Zeitschrift für Qualitative Forschung, 13 (1/2), S. 39-53.
- Kaerlein, Timo (2013): Aporien des Touchscreens. Faszination und Diskrepanzen eines allgegenwärtigen Interfaces. In: MEDIENwissenschaft, 30 (1), S. 7–25. doi.org/10.17192/ep2013.1.989.
- Koller, Hans-Christoph (2010): Grundzüge einer Theorie transformatorischer Bildungsprozesse. In: Liesner, Andrea (Hrsg.): Gesellschaftliche Bedingungen von Bildung und Erziehung. Eine Einführung. Stuttgart: Kohlhammer, S. 288–300.
- Krämer, Sybille (2004): Was haben ‚Performativität‘ und ‚Medialität‘ miteinander zu tun? Plädoyer für eine in der ‚Aisthesisierung‘ gründende Konzeption des Performativen. In: Krämer, Sybille (Hrsg.): Performativität und Medialität. München: Fink, S. 97–111.
- Krämer, Sybille (2011): Gewalt der Sprache – Sprache der Gewalt. Prof. Dr. Sybille Krämer, Institut für Philosophie der Freien Universität Berlin. bmfsfj.de/resource/blob/93966/06e12f8ed3e66c8265a13f833916e5a2/gewalt-der-sprache-sprache-der-gewalt-data.pdf.
- Marotzki, Winfried/Niesyto, Horst (2006) (Hrsg.): Bildinterpretation und Bildverstehen. Methodische Ansätze aus sozialwissenschaftlicher, kunst- und medienpädagogischer Perspektive. Wiesbaden: VS Verlag. doi.org/10.1007/978-3-531-90399-6.

- Meise, Bianca (2015): Im Spiegel des Sozialen. Zur Konstruktion von Sozialität in Social Network Sites. Wiesbaden: Springer VS. doi.org/10.1007/978-3-658-06245-3.
- Meister, Dorothee M./Burgfeld-Meise, Bianca (2022): Medienkompetenzförderung. In: Sander, Uwe/von Gross, Friederike/Hugger, Kai-Uwe (Hrsg.): Handbuch Medienpädagogik. Wiesbaden: Springer VS, S. 881–889. doi.org/10.1007/978-3-658-23578-9_99.
- Meißner, Stefan (2016): Selbstoptimierung durch *Quantified Self*? Selbstvermessung als Möglichkeit von Selbststeigerung, Selbsteffektivierung und Selbstbegrenzung. In: Selke, Stefan (Hrsg.): Lifelogging. Digitale Selbstvermessung und Lebensprotokollierung zwischen disruptiver Technologie und kulturellem Wandel. Wiesbaden: Springer VS, S. 217–236. doi.org/10.1007/978-3-658-10416-0_10.
- Niesyto, Horst (2006): Bildverstehen als mehrdimensionaler Prozess. Vergleichende Auswertung von Bildinterpretationen und methodische Reflexion. In: Marotzki, Winfried/Niesyto, Horst (Hrsg.): Bildinterpretation und Bildverstehen. Methodische Ansätze aus sozialwissenschaftlicher, kunst- und medienpädagogischer Perspektive. Wiesbaden: VS Verlag, S. 253–286. doi.org/10.1007/978-3-531-90399-6_11.
- Niesyto, Horst (2017): Medienpädagogik und digitaler Kapitalismus. Für die Stärkung einer gesellschafts- und medienkritischen Perspektive. In: Zeitschrift MedienPädagogik, Heft 27, S. 1–27. doi.org/10.21240/mpaed/27/2017.01.13.X.
- Panofsky, Erwin (1978): Sinn und Deutung in der bildenden Kunst. Köln: DuMont.
- Pilarczyk, Ulrike (2006): Selbstbilder im Vergleich. Junge Fotograf/innen in der DDR und in der Bundesrepublik vor 1989. In: Marotzki, Winfried/Niesyto, Horst (Hrsg.): Bildinterpretation und Bildverstehen. Methodische Ansätze aus sozialwissenschaftlicher, kunst- und medienpädagogischer Perspektive. Wiesbaden: VS Verlag, S. 227–251. doi.org/10.1007/978-3-531-90399-6_10.
- Pilarczyk, Ulrike/Mietzner, Ulrike (2005): Das reflektierte Bild. Die seriell-ikonografische Fotoanalyse in den Erziehungs- und Sozialwissenschaften. Bad Heilbrunn: Klinkhardt.
- Schroer, Markus (2006): Selbstthematization. Von der (Er-)Findung des Selbst und der Suche nach Aufmerksamkeit. In: Burkart, Günter (Hrsg.): Die Ausweitung der Bekenntniskultur. Neue Formen der Selbstthematization? Wiesbaden: Springer VS, S. 42–72.
- Selke, Stefan (2014): Lifelogging als soziales Medium? – Selbstsorge, Selbstvermessung und Selbstthematization im Zeitalter der Digitalität. In: Jähnert, Jürgen/Förster, Christian (Hrsg.): Technologien für digitale Innovationen. Interdisziplinäre Beiträge zur Informationsverarbeitung. Wiesbaden: Springer VS, S. 173–200. doi.org/10.1007/978-3-658-04745-0_8.
- Selke, Stefan (Hrsg.) (2016a) (Hrsg.): Lifelogging. Digitale Selbstvermessung und Lebensprotokollierung zwischen disruptiver Technologie und kulturellem Wandel. Wiesbaden: Springer VS. doi.org/10.1007/978-3-658-10416-0.
- Selke, Stefan (2016b): Ausweitung der Kampfzone. Rationale Diskriminierung durch Lifelogging und die neue Taxonomie des Sozialen. In: Selke, Stefan (Hrsg.): Lifelogging. Digitale Selbstvermessung und Lebensprotokollierung zwischen disruptiver Technologie und kulturellem Wandel. Wiesbaden: Springer VS, S. 309–339. doi.org/10.1007/978-3-658-10416-0_14.
- Stalder, Felix (2016): Kultur der Digitalität. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Turkle, Sherry (2008): Always-on/Always-on-you. The Tethered Self. In: Katz, James E. (Ed.): Handbook of Mobile Communications Studies. Cambridge: MIT Press, pp. 121–138.
- Volkman, Ute (2007): Das schwierige Leben in der „Zweiten Moderne“. Ulrich Becks Risikogesellschaft. In: Schimank, Uwe/Volkman, Ute (Hrsg.): Soziologische Gegenwartsdiagnosen I. Eine Bestandsaufnahme. Wiesbaden: VS Verlag, S. 23–40. doi.org/10.1007/978-3-531-90736-9_2.
- Winkler, Hartmut (2008): Basiswissen Medien. Frankfurt a.M.: Fischer Taschenbuchverlag.
- Wünsche, Konrad (1991): Das Wissen im Bild. Zur Ikonographie des Pädagogischen. In: Zeitschrift für Pädagogik, Beiheft 27, S. 273–290. doi.org/10.25656/01:21877.

Informationen zu den Autor*innen



Dr. Lukas Dehmel ist wissenschaftlicher Mitarbeiter am Arbeitsbereich Medienpädagogik und empirische Medienforschung des Instituts für Medienwissenschaften der Universität Paderborn. Seine Interessen liegen in der qualitativen Forschung zur medienpädagogischen Professionalisierung in der Erwachsenen- und Weiterbildung sowie der beruflichen Bildung, zu mobilen Medien, zur Mediatisierung von Schulkulturen und zum Lifelogging/Self-Tracking aus bildungstheoretischer Perspektive.

lukas.dehmel@uni-paderborn.de

Dr. Bianca Burgfeld-Meise ist Professorin für Medienpädagogik mit dem Schwerpunkt Medienerziehung und Mediensozialisation an der Fachhochschule Südwestfalen in Soest. Ihre Forschungsschwerpunkte verorten sich in einer Verbindung von medienwissenschaftlichen und medienpädagogischen Zugängen in Themenfeldern der Medienbildung, Mediensozialisation, digitale Medienkulturen, Medien und Gewalt und Lifelogging/Self-Tracking als Selbstthematisierungsdiskurse.



burgfeld-meise.bianca@fh-swf.de

Zitationshinweis:

Dehmel, Lukas/Burgfeld-Meise, Bianca (2023): Lifelogging in einer Kultur der Digitalität. Analysen aus der medienkompetenztheoretischen Perspektive Dieter Baackes. In: *Ludwigsburger Beiträge zur Medienpädagogik – LBzM*, 23/2023. S. 1–24. doi.org/10.21240/lbzm/23/09.